Nr. 8. 4. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Der Abonnementspreis beträgt: durch die Post bezogen (Nummer des Postkatalogs 25.6) ohne Bestellgeld vierteljährlich ℳ 4,20; durch die Kolportöre wöchentlich 36 ₰ frei in's Haus.
Verantwortlicher Redakteur: Otto Stolten in Hamburg.

Freitag, den 10. Januar 1890.

Anzeigen
werden die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 ₰ berechnet.
Anzeigen-Annahme in der Expedition, sowie sämmtlichen Annoncen-Büreaus.
Redaktion und Expedition: Große Theaterstraße 44 in Hamburg.

Von der Weltbühne.

Unser famoser Kartellreichstag wird vom Stöcker'schen „Volk“ also gekennzeichnet:

„Der würdelose Eindruck, den der Reichstag fast stets macht, hatte sich in jüngster Zeit noch verstärkt. Es war fast keine Sitzung beschlußfähig. Sachliche Leistungen irgend hervorragender Art hat der Reichstag in der Sitzung vor Weihnachten nicht aufzuweisen. Wenn er nicht in einem sehr unvortheilhaften Geruch aus dem Leben scheiden will, wird der Reichstag in diesen Wochen sich sehr zu seinem Vortheile ändern müssen.“

Die Aussicht, sich zu ändern, ist bei diesem Reichstag nicht vorhanden. Die „M. Z.“ meldet nämlich: „Von den Abgeordneten sind bis jetzt erst so wenige eingetroffen, daß heute an ein beschlußfähiges Haus nicht zu denken ist.“ Und wie der Anfang, so das Ende.

Die Nationalliberalen hätten diesmal ein Rückgrat von Stahl, sie beharrten unter allen Umständen auf der Verwerfung der Ausweisung — also hat ein „hervorragender“ Nationalliberaler nach der Versicherung der „Münch. Neust. Nachr.“ im Privatgespräch geprahlt. Diese Großsprecherei erfährt sofort eine bezeichnende Entgegnung im „Hannov. Kur.“. Diesem Blatte wird nämlich aus Berlin geschrieben, daß man auf nationalliberaler Seite sich doch fragen müsse, wodurch man dem Gemeinwesen mehr nütze, durch Annahme eines Kompromisses oder durch starres Festhalten am Kommissionsbeschluß. Man müsse in den letzten Momenten des Reichstages das Schauspiel der Uneinigkeit vermeiden.

So, nun weiß man, wie das Rückgrat von Stahl aussieht.

Der **Entscheid der Reichskommission**, betr. Aufhebung des Verbots des „Sächsischen Wochenblattes“ lautet wie folgt:

„Unzweifelhaft sind es sozialdemokratische Tendenzen, welche, wie überhaupt in dieser Zeitschrift, so auch in Nr. 141 des laufenden Jahrganges hervortreten, und geschieht dies in dem von der Verbotsbegründung angezogenen Artikel × Burgk auch in einer den öffentlichen Frieden insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise. Insoweit ist der Verbotsbegründung in vollem Umfange beizustimmen. Dagegen fehlt es auch hier wieder an dem Nachweise, daß jene Bestrebungen auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtet sind. Es kann dahin gestellt bleiben, ob in dem Falle, wenn derartige Aufreizungen zum Klassenhasse regelmäßig in allen Nummern der Zeitschrift oder auch nur in den meisten derselben wiederkehrten, sich die Annahme rechtfertigen ließe, daß es durch Erregung einer zu Gewaltthaten geneigten und bereiten Stimmung in den Arbeiterkreisen auf gewaltsame Durchsetzung der Parteiziele, d. h. auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung abgesehen sei. Dieser Fall liegt indessen bis jetzt nicht vor, wenn auch freilich die sozialdemokratischen Bestrebungen in dem „Sächsischen Wochenblatt“ in einem scharfen Tone vertreten werden.

Muß das Verbot der Nummer 141 aufgehoben werden, so fällt das Verbot des ferneren Erscheinens der Druckschrift, welches die Bestätigung des ersteren Verbots zur nothwendigen Voraussetzung hat, von selbst hinweg.“

„Hier ist ein Sozialdemokrat!“ Die „Rudolstädter Zeitung“ weiß folgendes Stückchen von der Altenburger Polizei zu erzählen:

„Am 1. Weihnachtstage hielten sich im Altenburgischen Dörfchen Oberhasel in einer Restauration ein Landwirth, dessen Bruder und der 21 Jahre alte Bäcker R. aus Hamburg auf. Der junge Bäcker sprach über die Sozialdemokratie. Im Laufe des Gesprächs erhob der junge Mann sein Glas und brachte auf die Sozialdemokratie ein Hoch aus in Anwesenheit des Ortsschulzen. Dieser gab darüber seinen Unwillen kund und sagte: „Hier sind Zeugen, wir wollen schon sehen.“ Im Uebrigen verhielt sich der Bäcker auf Zureden des Wirths ganz still, und ist weiter in der Wirthschaft nichts vorgekommen. Man ging ganz wohlgemuth nach Hause. Am folgenden Morgen wurde der junge Bäcker von dem Gensdarmen geweckt, mit Handschellen gefesselt und nach der Stadt Kahla vor den Obergensdarmen geführt mit dem Bemerken, hier sei ein Sozialdemokrat. Alsdann wurde der junge Mann im Amtsgerichtsgefängniß vom 26. Dezember ab bis zum 4. Januar in Haft gehalten. Nachträglich wurde durch Strafbefehl des Amtsgerichts vom 4. Jan. der Bäcker, weil er ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm und groben Unfug verübt, zu einer Haftstrafe von einer Woche verurtheilt, unter Anrechnung der achttägigen Untersuchungshaft auf diese Haftstrafe. Alles dies also ohne vorher erfolgte Anklage, ohne Vernehmung des Angeklagten, eidliche Vernehmung der Zeugen, nach den Aussagen des Ortsschulzen, welche der Bestrafte nicht für richtig anerkannt hat und gegen welche er Zeugen vorbringen wollte.“

Wenn die Darstellung der „Rudolst. Ztg.“ richtig ist, so — nein, ein Kommentar dazu ist im verwegensten Sinne des Wortes überflüssig.

Die Bäckermeister und Mehlhändler in Passau in Baiern haben an den Reichskanzler eine **Eingabe** gerichtet, in welcher sie unter eingehender Motivirung bitten: „Es wolle im Wege der Reichsgesetzgebung bei Brot und Mehl die Zolleinfuhrsbegünstigung gänzlich beseitigt, eventuell bestimmt werden, daß die Begünstigung zur zollfreien Einfuhr von 2 Ko.-Brot und -Mehl für jede Haushaltung des Grenzbezirkes nur für diejenigen Orte Platz greifen dürfte, an welchen nach dem Ermessen der betr. Landesregierungen hierzu ein Bedürfniß besteht.“

Die „Bresl. Morg.-Ztg.“ entnimmt dem „Wüstegiersdorfer Gebirgsboten“ eine Stelle aus einem **„Neujahrsbericht aus der evangelischen Kirche“** zu Wüstegiersdorf: Unter Nr. 5 heißt es wörtlich: „Getraut wurden 56 Brautpaare, gegen 49 im Vorjahre, darunter 42 rein evangelischer und 14 gemischter Konfession; ebenso 25 ehrliche und 31 gefallene Bräute.“ Der „Wüstegiersdorfer Gebirgsbote“, der diese die ganze Gegend alarmirende Nachricht bringt, ist ein Kartellblatt und der Pastor, von dem sie ausgeht, gehört der strengen Orthodoxie an.

Aus Oberschlesien schreibt man der „Köln. Ztg.“, dem aufmerksamen Beobachter entgehe es nicht, daß es unter der ganzen Arbeiterbevölkerung gähre, und daß man auf neue Ausstände in den Gruben gefaßt sein müsse.

Am Sonntag hat wiederum zu Altwasser eine zahlreich von Delegirten der einzelnen niederschlesischen Belegschaften besuchte **Bergarbeiter-Versammlung** stattgefunden, in der, nach der „Frkf. Ztg.“, beschlossen wurde 1) Einführung achtstündiger Schicht exkl. Ein- und Ausfahrt vom 1. April d. J. ab, 2) Einführung eines Wochenabschlags von ℳ 12, 3) Erhöhung der Löhne um 10 pZt. zu verlangen. Die Versammlung in Altwasser wurde mit den Worten geschlossen: „Wir wollen Frieden mit unseren Arbeitgebern, aber keinen Kirchhofsfrieden.“

Aus **Saarbrücken** wird jetzt berichtet, daß die Bergleute entschlossen sind, den verurtheilten Bergmann Nikolaus Warken als ihren Kandidaten aufzustellen. Auch Herr von Stumm wird sich einem parteilosen Arbeiter gegenüber sehen. Sind die Arbeiter einig, so wird Warken in Saarbrücken gewählt.

Sozialdemokratische Reichstagskandidatur für den Wahlkreis Eschwege-Schmalkalden: Wilhelm Pfannkuch-Kassel.

Auch ein Grund. Das Bezirksamt in Ludwigshafen verbot eine Volksversammlung, um einer Weiterverbreitung der Influenza vorzubeugen. — In Pirmasens wurde eine Volksversammlung aufgelöst, weil der Redner, Reichstagskandidat Meyer, in seinem Vortrage über die Kartellparteien, auch über die Lockspitzel Schröder in Zürich und Pourbaix in Belgien sprach und die Aufforderung des Polizeikommissars, sich an die Tagesordnung zu halten, mit der Bemerkung beantwortete, die Lockspitzel gehörten auf das Kerbholz der Kartellparteien.

Aus Sachsen, 7. Januar. (Frkf. Ztg.) „Während der Streit über die Rechtsgültigkeit des Vorgehens der Behörden gegen die Boykottverhängungen der Sozialdemokraten auch unter Juristen noch nicht abgeschlossen ist, stellt sich immer mehr heraus, daß jenes Vorgehen einen wirklichen Schutz gegen „Verrufserklärungen“ überhaupt nicht bietet. Während früher die sächsischen Sozialdemokraten ihre Parteigenossen aufforderten, beispielsweise bei einem saalverweigernden Wirth nicht zu verkehren, befolgen sie heute häufig die umgekehrte Taktik, indem sie solche Wirthe öffentlich empfehlen, die der Partei Entgegenkommen zeigen; vielfach heißt es auch einfach: „Wirth X. oder Y. giebt seinen Saal nicht her.“ Bei dem außerordentlichen Korpsgeist, der unter den sächsischen Arbeitern herrscht, genügt eine derartige einfache und juristisch zweifellos einwandfreie Mittheilung, um die „Sperre“ über ein mißliebiges Geschäft zu verhängen.“

Die Berliner Arbeiter haben mit ihrem **Boykott-System** gegenüber den Brauereien und Wirthen, welche ihnen ihre Lokale nicht für Versammlungen einräumten, fast durchweg Erfolg errungen. Während zu Anfang der Boykott-Bewegung den Arbeitern kaum 20 Säle zur Verfügung standen, ist die Leiterin der Bewegung, die Lokal-Kommission, jetzt in der Lage, eine Liste von gegen 100 derartigen Lokalen veröffentlichen zu können. Auch sämmtliche Friedrichshagener Wirthe, die keinem Sozialdemokraten den Verkehr mehr gestatten wollten, haben jetzt in Folge der Drohung der Berliner Arbeiter, keine Landpartieen nach Friedrichshagen machen zu wollen, nachgegeben.

Wien, 8. Januar. Ueber den Stand der Ausgleichskonferenz wird mitgetheilt, daß die Tschechen auf dem starren Standpunkt verharren und die Deutschen keine Konzessionen zu machen geneigt seien.

Pest, 8. Januar. Der Unterrichtsminister hat die hauptstädtische Behörde ermächtigt, die Unterrichtsanstalten wegen der Influenza-Epidemie eventuell für längere Zeit zu schließen.

Bern, 8. Januar. Italien drückte die Geneigtheit zu neuen Unterhandlungen, betreffend den Simplontunnel und den Grenzzollschutz aus.

London, 8 Januar. Aus Lissabon erhält die „Times“ eine Drahtmeldung, welche die dortige Lage in Folge des englisch-portugiesischen Kolonialzwistes als überaus ernst darstellt. Ein Bruch zwischen England und Portugal wäre nur eine Frage weniger Tage, vielleicht Stunden. Die Lissaboner Zeitungen erklären nachdrücklich, Portugal könne und werde nicht nachgeben. Man befürchte in portugiesischen Regierungskreisen, daß England entweder einen Punkt an der Küste von Mozambique, die Delagoa-Bay oder Quilimane besetzen werde. Aus Sansibar wird gemeldet, daß die dort versammelten neun britischen Kriegsschiffe, eines nach dem anderen, mit versiegelten Ordres abgehen. Dies deutet an, daß die englische Regierung irgendwo einen Schlag zu führen beabsichtigt, falls die erwartete portugiesische Antwort auf Salisburys letzte Note keine Befriedigung gewährt.

Der Streik-Ausschuß der Gasheizer läßt Zettel vertheilen, worin er die Arbeiter und Arbeiterinnen Londons auffordert, Niemanden bei sich im Hause als Miether aufzunehmen, welcher in den Gasanstalten der South Metropolitan Gasgesellschaft beschäftigt ist. Die Beamten der im Kampfe befindlichen Gesellschaft erklären, der Umstand, daß die Besatzung von drei Kohlenschiffen die Arbeit niederlegte, habe der Gesellschaft keinen Schaden zugefügt. Es sei sofort gelungen, andere Matrosen zu engagiren und nicht zum Gewerkverein gehörige Kohlenträger hätten darauf die Schiffe entladen.

Die schottische Arbeiterpartei hielt letzte Woche in Glasgow ihre erste Jahresversammlung ab. Der von der Partei unterstützte Abgeordnete für Govan, John Wilson, wurde in dem verlesenen Berichte getadelt, weil er im Parlament noch nicht gezeigt habe, daß er für die Rechte der Arbeiter kämpfen wolle. Scharfe Worte fielen gegen die Politiker, welchen ehrliche, grundsatztreue, einfache Leute meistens nicht trauen könnten.

Antwerpen, 8. Januar. („B. T.“) Siebenundvierzig Personen sollen wegen schimpflichen Mädchenhandels von hier ausgewiesen werden.

Brüssel, 7. Januar. („Voss. Ztg.“) „Die Assoziation Charbonnière in Charleroi hat nach zweistündiger Berathung mittels geheimer Abstimmung die maßvollen Anträge der Bergleute abgelehnt; sie überläßt jeder Kohlenzeche, ob sie die Schichtdauer vermindern und die Löhne erhöhen will. In Charleroi, wo dieser Beschluß gestern in später Abendstunde bekannt wurde, rief er das peinlichste Aufsehen hervor. Die Bergarbeiter selbst „halten aber fest“. Heute ist der Ausstand im Becken Charleroi ein allgemeiner; auch die Kohlenzechen der unteren Sambre haben den Betrieb einstellen müssen. Im Lütticher Becken wächst der Ausstand am ganzen linken Maasufer; in Jemappe, in Marihaye feiern die Kohlenzechen. Im Borinage, in welchem man die Entscheidung der Kohlenzechen Charlerois erst heute erfahren wird, hatten schon bis gestern Abend 6000 Bergleute die Arbeit eingestellt. Unter dem jubelnden Zurufe der Bergleute in Cuesmes rief der einflußreichste Führer des Borinage und Mitglied des Generalraths der belgischen Arbeiterpartei, Herr Fauvian: „Der König fordert, daß ihm das Land seinen mot d'ordre giebt. Der mot d'ordre der arbeitenden Klassen ist: Wir wollen den gerechten Lohn unserer Arbeit und das allgemeine Stimmrecht.“ Der Ausstand wird wachsen, und es stehen der belgischen Industrie, aber auch dem Lande selbst böse Tage bevor. Die allgemeine Stimmung spricht sich nicht günstig über die Großindustriellen aus. Inzwischen rüstet sich die Arbeiterpartei zum Widerstand. Die Genter Sozialisten, stets die Ersten im Kampfe, haben sofort den wallonischen Brüdern 200 Franks gesendet und auf heute die Komites aller sozialistischen Gesellschaften einberufen, um die Hülfe zu organisiren. Bisher ist im Becken Charleroi noch wenig Noth unter den Bergarbeitern zu spüren; die Händler stehen auf Seiten der Arbeiter und helfen ihnen.“

Kapitalistische Blätter verbreiten die Nachricht von einem Dynamitattentat, das gegen das Haus eines Bergwerksaufsehers gerichtet gewesen sein soll. Man will den Bergarbeitern die Sympathieen des Bürgerthums rauben.

Paris, 8. Januar. Die „Patrie“ meldet, der Finanzminister Rouvier werde der Kammer eine Vorlage, betreffend eine neue Anleihe von 1200 Millionen, unterbreiten.

Rom, 8. Januar. Die italienische Abgeordnetenkammer hat bekanntlich ein Gesetz angenommen, welches die Verwaltung der Wohlthätigkeitsanstalten der Geistlichkeit entzieht, und dem Staat und den Gemeinden unterstellt. Darüber ist die Geistlichkeit selbstverständlich wüthend, da sie sich das ausschließliche Recht vindizirt, diese Anstalten zu verwalten. Bei der Natur der Geistlichkeit war es vorauszusehen, daß sie alle Hebel in Bewegung setzen würde, die Zustimmung des Senats zu dem Gesetze zu verhindern. Der „B. Z.“ meldet man nun diesbezüglich: „Der „Kapt Fracassa“ erfährt aus angeblich bester vatikanischer Quelle, daß der Papst in Sachen der Reform der frommen Stiftungen eine unmittelbare politische Agitation beginne, indem ein vertrauliches Rundschreiben des Kardinalvikars alle italienischen Bischöfe anweise, die konservativen Senatoren zu bearbeiten, damit der Senat die Vorlage verwerfe.

Aus Sansibar meldet man der „Times“, daß der Kampf, in welchem Major Wißmann am 5. Januar die befestigte Stellung Buana Heris bei Saadani einnahm, ein sehr heftiger war; derselbe dauerte mehrere Stunden. Die Eingeborenen, welche hartnäckigen Widerstand leisteten, erlitten große Verluste. Die Deutschen hatten 15 Verwundete. Buana Heri entkam in das Dickicht. In den Verschanzungen wurden eine Menge Hinterlader und Munition aller Art gefunden. Seit 6 Tagen sind keine Nachrichten von Emin Pascha eingetroffen. Die Verbindung mit Bagamoyo ist abgeschnitten, weil Major Wißmann die Dampfer bei Saadani konzentrirt hat

New-York, 8. Januar. Die nach Südamerika entsandte Expedition des Observatoriums zu Lick meldete, daß die Beobachtungen einer Sonnenfinsterniß vollkommen gelungen seien.

Ein Dekret der provisorischen Regierung in Rio de Janeiro vom 7. d. M. ordnet die Trennung der Kirche vom Staat an und garantirt religiöse Gleichstellung. Die vom Kaiserreich bewilligten Pensionen sollen weiter bezahlt werden.

Zeitungsstimmen.

Eine milde Betrachtung.

„Die Arbeiterbewegung,“ schreibt das „Berliner Volksblatt“, „hat die Köpfe revolutionirt, eine Fülle neuer, fruchtbringender Gedanken ist auf dem Kulturacker aufgegangen, die Bourgeoisie sieht durch die Macht der Thatsachen sich gezwungen, den großartigsten Emanzipationskampf, welchen die Geschichte je gesehen hat, grollend zwar, aber trotz alledem doch anzuerkennen.

Die herrschenden Klassen sind in der Zwangslage, irgendwie zur sozialen Frage und zu ihrem Erzeugniß, der sozialen Demokratie, Stellung zu nehmen. Mögen sie zu den mechanischen Mitteln der Unterdrückungspolitik, zu Bajonnetten und zu Ausnahmegesetzen greifen, oder mögen sie mit Palliativen an den Schäden des Kapitalismus herumkuriren in der Hoffnung, ihre Pillen und Latwergen seien Allheilmittel, mögen sie den Fehdehandschuh aufnehmen, welchen die Theoretiker der Arbeiterklasse ihnen hinwerfen, Eins steht unerschütterlich fest: Der Block des Sozialismus versperrt den Weg.

Konservative Kropatscheks und Kamillenthee Liberale von der Oechelhäuser'schen Richtung, ultramontane Sozialpolitiker wie Vogelsang und die Schüler des Schulze von Delitzsch, sie Alle machen in Sozialismus, sie deklamiren über Arbeiterschutz, über Fabrikgesetzgebung, über die soziale Reform, als ob sich dies Alles von selbst verstände.

Und wie lange ist es denn her, daß die Parteigenossen der Baumbach, Richter den Bahnbrecher der deutschen Arbeiterpartei bekämpften mit den nichtswürdigen Waffen böser Gassenbuben? Wie viele Jahre sind verflossen, seitdem die Berliner Fortschrittler unseren Ferdinand Lassalle nach der berühmten Versammlung im Eden-Theater angespieen haben?

Hört man die Kämpen des Deutschfreisinns, hört man die Junker und Schlotbarone, so sollte man meinen, die Fürsorge für die Armen und Elenden sei ihnen in Erbpacht gegeben.

Und doch ist ihr Gebahren nur ein Angstprodukt. Die Fluthen der proletarischen Bewegung wachsen immer mehr, sie breitet sich aus und sie vertieft sich, den Priestern des Mammon wird um ihre Gottähnlichkeit bange und sie suchen auf diese und jene Weise mit dem Kommenden sich abzufinden.

List, Gewalt, Heuchelei, Scheinzugeständnisse, lächerliche Abschlagszahlungen, Schachern, Feilschen, ein wahrer Markt der Eitelkeiten ... Man bemüht sich, den grundsätzlichen Gegensatz zu bemänteln, zu vertuschen und zu verwischen, der zwischen der Partei der Besitzenden und der Partei der Besitzlosen sich aufthut. Ein Fandango auf Eiern wird getanzt, um sich und die Anderen über die wahre Sachlage hinwegzutäuschen.

Auf jeden Fall profitirt die Arbeiterklasse. Sie macht sich keine Illusionen über die sozialpolitische Leistungsfähigkeit der herrschenden Kreise, sie überschätzt aber auch die eigenen Kräfte nicht. Noch weit tiefgründiger muß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit im werkthätigen Volke sein, ehe das Ringen nach umfassender Verbesserung der Sozialzustände einen Erfolg aufweisen wird. Aber die Riesenarbeit, welche noch zu thun ist im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt, des Friedens, des wirthschaftlichen, geistigen, sittlichen Fortschritts, diese Riesenarbeit ist des Schweißes der Edlen werth.

Unverdrossen, unverzagt fortzuschaffen ist die Losung. Die Reichstagswahlen stehen vor der Thür. Der Kampf mit dem Stimmzettel ist ein bewundernswerthes Mittel, die Massen mit politischen Ideen zu erfüllen, das Volk aus dem Traumdasein aufzurütteln, zu welchem ökonomische Unterdrückung und politisch-büreaukratische Bevormundung es verurtheilen. Nachdem der Kartell-Reichstag dem deutschen Michel die fünfjährigen Legislaturperioden bescheert hat, ist es eine um so dringendere Pflicht, die Sturmglocke zum Wahlkampf zu läuten. Fort mit den Hurrahbrüdern! Das ist das Zeichen, unter welchem die 1890er Wahl vor sich gehen wird.

Die deutschen Wähler haben für ihre Zaghaftigkeit, für ihre Piepmeierei, für ihre Melinitbombenfurcht gebüßt. Sie müssen zeigen, ob sie endlich in sich gegangen sind, ob sie es satt haben, sich von den Brotvertheuerern und Freiheitsfeinden noch länger anführen zu lassen.

Sache der zielbewußten Arbeiter ist es, dafür zu sorgen, daß möglichst viele Vertreter des Proletariats in den Reichstag einziehen. Unabhängige, scharfe, thatkräftige Vorfechter des arbeitenden Volkes brauchen wir, die den alten Parteien die ungeschminkte Wahrheit sagen, auf kein Tüpfelchen von dem ökonomischen und politischen Programm der Arbeiterpartei verzichten, und den Gegnern auf die Finger sehen, damit sie nicht im Dunkeln gegen Volksfreiheit und Volkswohl mantschen und munkeln.

Daß Massenaufgebot der nächsten Wahl wird der Welt zeigen, wie die Sozialdemokratie in Deutschland Wurzel gefaßt hat.

Die Sozialreform von Oben mit ihren Versicherungsgesetzen, die Leistungen strebsamer Staatsanwälte, die Wirksamkeit des Sozialistengesetzes, die Mißwirthschaft des Kartells und die großartige Entwicklung der bürgerlichen Produktionsweise, die Auflösung des Kleinbetriebs und die Fortschritte der Milliardäre, die Lohnkämpfe der Grubenarbeiter und die Geheimbünde der Monopolge-

Treu wie Gold.

Novelle von Franz Laufkötter.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit!“

Paul überreichte dem Beamten seine Börse, welche einen Betrag enthielt, wie man ihn auf einer solchen Reise mit sich zu führen pflegt. Auch sonst fand sich durchaus nichts Auffallendes.

„Lassen Sie uns aufbrechen,“ sagte der Beamte.

„Ohne von der Gesellschaft Abschied zu nehmen? Würden Sie mir vielleicht gestatten . . .“

„Es liegt dies nicht in meiner Macht und außerdem erscheint es mir auch in Ihrem Interesse rathsamer, darauf zu verzichten. Ihre Blässe und Erregtheit würde der Gesellschaft auffallen und dieselbe auf Vermuthungen bringen, welche Ihnen wohl nicht angenehm sein dürften.“

„Sie könnten ja vielleicht einige Zeilen niederschreiben und durch den Wirth übergeben lassen,“ sagte der andere Beamte.

Das geschah und ungesehen verließen die drei Männer das Haus. Als sie den Berg hinabstiegen, warf Paul noch einen Blick hinter sich. Nur die Ruine war sichtbar, sie ragte aus den Laubkronen der Bäume hervor. Bruchstücke des Gesanges drangen an sein Ohr. Die Männer blieben stehen und lauschten dem Liede, welches die Schwäbin grade sang:

Zum Sterben bin i
Verliebet in Di,
Deine schwarzbraune Aeuglen
Verführten ja mi.

Bist hier oder bist dort
Oder sonst an eim Ort,
Weit wünsche, könnt rede
Mit Dir a paar Wort.

Mein Herz ist verwundt,
Komm Schätzle, mach mi g'sund,
Ach, laß mi nu küsse
Dein purpurroth'n Mund.

Dein purpurroth'r Mund
Macht Herze gesund,
Macht d' Jugend verständig,
Macht Todte lebendig,
Macht Kranke gesund.

Sonst Keiner ist hier,
Derselbig g'fall mir —

Die Sängerin brach mitten im Gesange ab. Und weiter ging's hinab, durch die Weinberge, wo die Trauben der Lese entgegenreiften. Paul dachte an zwei liebe, schwarzbraune Aeuglein. Er sprach kein Wort, während seine Begleiter sich angelegentlichst über einen entsprungenen Gefangenen unterhielten, dessen Wiederergreifung der Polizei noch immer nicht gelungen war.

Unterdessen hatte der Wirth Pauls Zeilen überreicht.

„Das ist aber wirklich wunderbar,“ sagte der Onkel, nachdem er sie überflogen hatte, „bei Nacht und Nebel zu verschwinden.“

Gudula hielt erschrocken inne und richtete ihr tiefschwarzes Auge auf den Sprecher. Dieser theilte der Gesellschaft mit, daß sein Neffe wegen einer dringenden, wichtigen Angelegenheit unverzüglich habe abreisen müssen.

„Einige Augenblicke, um Abschied zu nehmen, wären doch wohl zu erübrigen gewesen,“ fügte er hinzu.

„Paul ist fort?“ fragte der Backfisch. „Pfui, wie abscheulich!“

„Wie Schade!“ seufzte Gudula.

„Ein interessanter Mensch, der Herr Roßbach,“ sagte der Student. „Eine gradezu phänomenale Erscheinung. Ein junger Kaufmann und hat sich mit Kants Kritik der reinen Vernunft beschäftigt . . . Und hat ein Verständniß davon gehabt . . . wahrlich pyramidal!“

„Er wird mir bald Nachricht zukommen lassen,“ behauptete der Oheim, „über sein räthselhaftes Verschwinden. Bis dahin müssen wir uns gedulden . . . Singe nur weiter, Gudula!“

Gudula hatte keine Lust mehr zum Singen, überhaupt hatte sich seit Pauls Abwesenheit ein Mehlthau über die Feststimmung gelegt. Ziemlich einsilbig traten nach kaum einer Stunde die vorher so ausgelassenen Pilger die Heimreise an.

„Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist, Gretchen,“ flüsterte spät am Abend Gudula ihrer Freundin in's Ohr. Die beiden Mädchen hatten sich bereits entkleidet und zur Ruhe gelegt. „Er sah immer so gedankenvoll vor sich nieder und grübelte, als ob er ein schweres Leid zu tragen habe, das ihm Niemand abnehmen könne. Ich glaube, er liebt unglücklich . . . Es sollte mir leid thun . . . sehr leid.“

Gretchen erwiderte nichts, sondern sah die Sprecherin forschend an. Gudula erröthete tief und schlug die Augen nieder.

„Es ist ja thöricht,“ murmelte sie. „Er hat sein Herz verschenkt, worauf hoffe ich noch? Zu spät, zu spät!“

Und dann barg sie ihr glühendheißes Antlitz in die Kissen und aus den Augensternen, die den ganzen Tag hindurch vor Freude geleuchtet hatten, flossen langsam die Thränen herab und feuchteten das Lager.

Noch zwei andere Mädchenaugen konnten in dieser Nacht den Schlaf nicht finden. Sie vergossen keine Thränen, ihr Thränenquell war versiegt, — starr und trocken richteten sie sich zur Decke des Kämmerleins empor.

9.

Als Anita am Sonntagmorgen mit ihrem Vater zusammentraf, erschraken sie über ihr beiderseitiges verändertes Aussehen. Die Tante hatte Migräne vorgeschützt und war in ihrem Zimmer geblieben und so saßen Vater und Tochter allein am Frühstückstische.

„Ich will heute Morgen an Eduard schreiben,“ sagte Anita.

Während des ganzen gestrigen Tages und der langen, schlaflosen Nacht war ihr immer wieder der Gedanke gekommen, daß Eduard trotz seiner Abwesenheit dennoch um das Verschwinden des Geldes wisse. Der Verdacht gegen die Tante schien ihr, je länger sie darüber nachdachte, desto absurder

„Eduard wird gewiß unangenehm überrascht werden, wenn er die Nachricht über Paul bekommt,“ meinte der Vater. „Ich weiß, er hält große Stücke auf ihn.“

„Mit Grund, lieber Vater, denn Paul ist ihm stets ein treuer, aufopfernder Freund gewesen.“

„Ob Paul wohl verhaftet ist?“

Die Frage hatte ihn die ganze Nacht gequält und es kostete ihm Ueberwindung, sie jetzt so ruhig auszusprechen.

„Ohne Zweifel ist Paul verhaftet,“ antwortete die Tochter, ohne in dem Ton der Stimme zu verrathen, was sie bei dieser Antwort empfand.

„Gewiß ist dies noch lange nicht,“ widersprach Kurzberger. „Ich vermuthe, die Hochzeit war nur ein vorgeschobener Grund und er ist längst über alle Berge.“

Anita schüttelte den Kopf.

„Ich möchte wohl wünschen, er wäre fort und man könnte seiner nicht habhaft werden,“ fuhr er fort.

„Und das wünschest Du? Warum hast Du denn seine Verhaftung beantragt?“

„Das war gestern, Anita. Die erste Aufwallung. Es wäre doch sehr hart für mich, ihn auf der Anklagebank sehen zu müssen; er ist mir nun einmal zu sehr an's Herz gewachsen.“

„Wenn er den Diebstahl begangen hat, Vater, so mag ihn auch die Strafe treffen — aber er hat ihn nicht begangen.“

„Wer sonst könnte es gewesen sein? Eduard ist nicht hier, Tante . . . Du beharrst doch wohl nicht auf Deinen thörichten Verdacht?“

„Nein,“ erwiderte sie offen, „es war Thorheit von mir, denselben zu äußern und ich bin bereit, dies auch der Tante zu erklären.“

„Das ist Recht, meine Tochter. Daran erkenne ich Dich. Offen sein Unrecht erklären, das ehrt den Menschen.“

„Und wenn Du Paul mit dem Verdacht Unrecht gethan hättest, Vater?“

Er runzelte die Stirn.

„Ich bin nicht allwissend, Anita, und kann einem Menschen nicht in's Herz sehen. Aber das sage ich Dir, mit meinem Wissen und Willen soll ihm kein Unrecht geschehen. In keinem Punkte. Noch gestern bin ich zum Herrn Staatsanwalt gegangen und habe ihm die Mittheilung gemacht, wie es meine Pflicht war, daß auch meine Schwägerin, Deine Tante, das Geheimniß des Schlosses kannte.“

„Und er sagte?“

„Er lächelte und lobte ironisch meine Gewissenhaftigkeit. Du siehst, wohin Du mit Deinem Verdachte gerathen bist . . . Uebrigens will ich mich sogleich erkundigen, ob Paul wirklich verhaftet worden ist.“

Er machte sich zum Ausgehen fertig, Anita schrieb an ihren Bruder.

Als Kurzberger heimkehrte, eilte sie ihm bereits auf der Treppe entgegen.

„Nun?“

„Paul ist da.“

„Gefangen?“

„In Untersuchungshaft. Ich habe mit dem Beamten, der ihn verhaftet hat, gesprochen. Paul hat wirklich an der Hochzeit seiner Kusine theilgenommen und am Tage nach derselben mit der Hochzeitsgesellschaft eine Partie in's Siebengebirge unternommen. Bei der Ruine Heisterbach ist er verhaftet worden.“

„Mitten unter der Hochzeitsgesellschaft?“

„Nein. Ohne jegliches Aufsehen ist die Verhaftung erfolgt, die Gesellschaft hat nichts davon erfahren.“

„Und was hat Paul auf die Beschuldigung erwidert?“

„Er hat selbstverständlich seine Schuld in Abrede gestellt.“

„Selbstverständlich . . . weil er eben unschuldig ist.“

„Hat man die Summe Geldes bei ihm vorgefunden?“

„Nein.“

„Und Du glaubst noch immer an seine Schuld?“

„Es kann Niemand anders gewesen sein. Der Verdacht ist zu gravirend.“

„Und wird man ihn auf einen bloßen Verdacht hin verurtheilen?“

„Wenn das Richterkollegium die Ueberzeugung gewinnt, daß er die That begangen hat, so wird dasselbe ihn auch verurtheilen.“

„Ist es schon vorgekommen, daß ein Unschuldiger verurtheilt worden ist?“

„Schon mehr als einmal, mein Kind, denn die Richter sind eben auch nur Menschen und nicht allwissend.“

„O Gott, o Gott, wenn auch ihn dieses Schicksal träfe. Glaubst Du wirklich, Vater . . .“

„Die Zeit wird es lehren und wir müssen das Kommende geduldig abwarten . . . Morgen werde ich ihn zu sprechen suchen, heute wird es des Sonntags wegen nicht angängig sein.“

Da ihm das Gespräch unbehaglich wurde, verließ er rasch seine Tochter, in deren Augen er beständig einen stummen Vorwurf zu lesen glaubte. —

Es war Sonntagmorgen. Auch in die enge Gefängnißzelle, in welcher Paul ruhelos auf und abschritt, drangen die Klänge der Sonntagsglocken, die die frommen Beter zum Gotteshause luden, auch durch das kleine, vergitterte Fenster, zu dem er sehnend emporblickte, stahl sich ein Strahl der Morgensonne hinein, die draußen warm und hell auf Straßen und Dächern, auf Flur und Hain lag. Wie Töne aus einer fernen, fremden Welt berührten die Glockenklänge sein Ohr, wie ein Ueberrest entschwundenen, längst vergangenen Glückes erschien ihm der Sonnenstrahl.

Paul hatte sich in sein Schicksal gefunden und blickte gefaßt in die Zukunft. Er hatte den Sachverhalt erfahren und die Schwere der Verdachtsmomente begriffen, er wußte, wer der Thäter war, es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Eduard in jener Nacht zum Diebe geworden. Aber was half ihm diese Gewißheit? Er würde niemals davon Gebrauch machen, eher — er wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken. Vor seinem Geist stiegen alle Gutthaten auf, welche ihm sein Prinzipal seit manchem Jahr erwiesen. Er hatte ihn, den bestraften Verbrecher, liebevoll in sein Haus aufgenommen und ihn gehalten wie einen Sohn. Und er sollte undankbar sein und auf dessen Namen einen Makel werfen? Nein, nie und nimmer! Eher mochte sein eigner Name noch einmal mit Schande beladen werden. Und an sein treues Lieb dachte er und an das Versprechen, welches er ihr gegeben. „Wenn ich es verhüten kann, soll niemals der Name Kurzberger befleckt werden.“ So hatte er zu ihr gesprochen, jetzt konnte er sein Versprechen einlösen. Es war ihm nicht mehr zweifelhaft, welchen Weg er bei seiner Vertheidigung einschlagen wolle. Er wollte seine Unschuld betheuern und an die Jahre erinnern, die er in treuer, ehrlicher Arbeit im Hause des Prinzipals zugebracht; er wollte Alles hervorheben, was geeignet war, zu seinen Gunsten zu sprechen — nur das Eine nicht, welches ihn mit einem Schlage von dem Verdacht befreien konnte. Es war der Sohn seines Wohlthäters, der Bruder seiner Geliebten und sein Freund, sein armer, armer Freund. Er wollte nicht frei werden zum Nachtheil Derer, die er liebte.

Wenn Eduard sich selbst als Thäter angäbe? Diese Frage beschäftigte ihn seit vielen Stunden. „Soll ich es wünschen?“